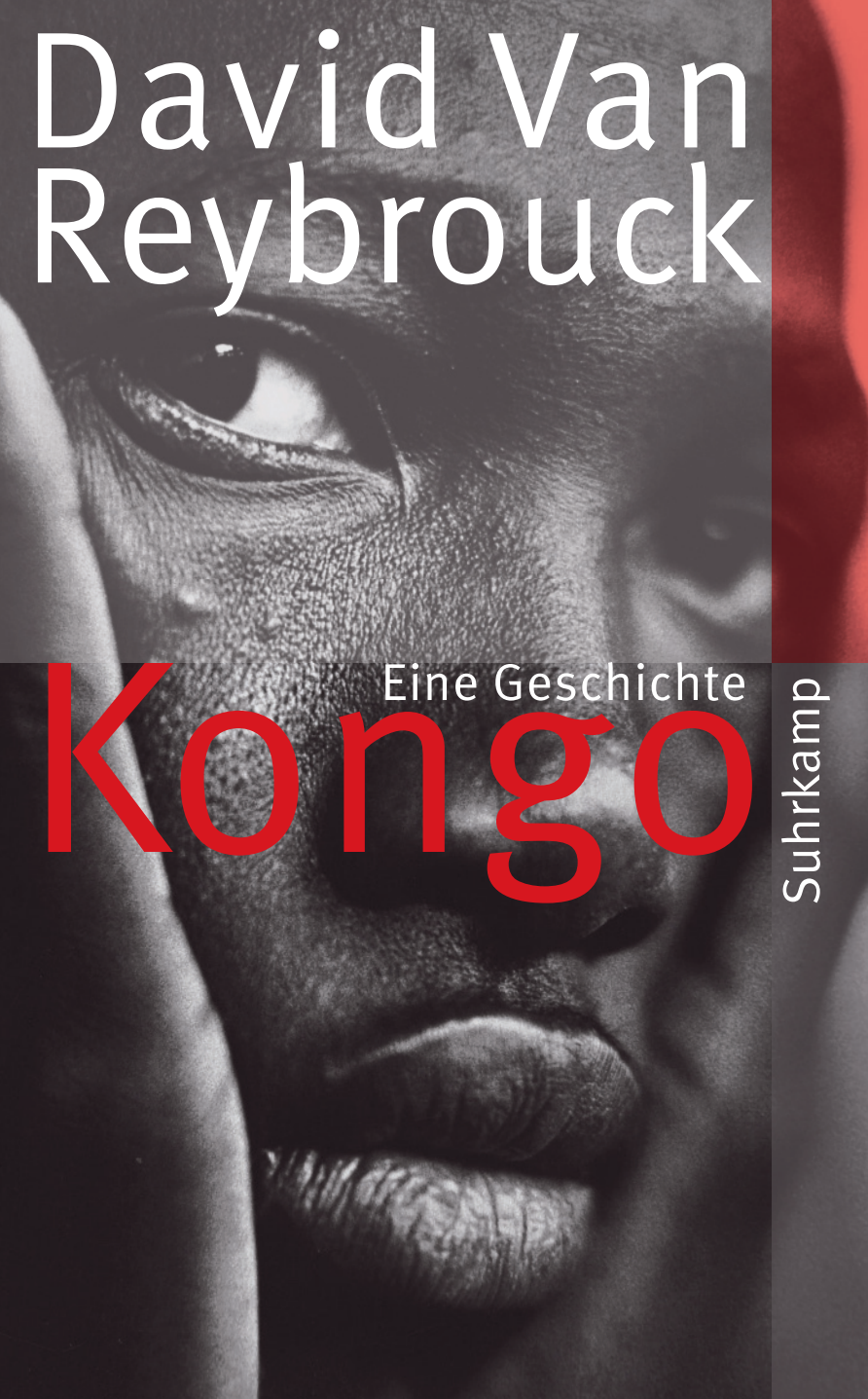




David Van
Reybrouck

Eine Geschichte

Kongo

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4445

Fesselnd und atemberaubend erzählt David Van Reybrouck die Geschichte des Kongo – von der belgischen Kolonialzeit über die 32-jährige Mobutu-Diktatur und den »afrikanischen Weltkrieg« in den neunziger Jahren bis in die Gegenwart, er berichtet aus der eindrucklichen Perspektive derjenigen, die in ihrem Land leiden, kämpfen, leben.

Für sein mehrfach preisgekröntes Buch hat der Autor zahlreiche Reisen in das zentralafrikanische Land unternommen, in dem er einzigartige Interviews führen konnte. Der Älteste, mit dem er sprach, wurde 1882 geboren. Seine Stimme und die vieler hundert anderer, Kindersoldaten und Rebellenführer, Politiker und Missionare, machen dieses Buch zu einer Sensation. Mit zahlreichen Augenzeugenberichten, bisher unbekannten Dokumenten aus Archiven und Van Reybroucks fundierter Kenntnis der Forschung stellt es einen Meilenstein auf dem Gebiet der Sachbuchliteratur dar.

»Kongo revolutioniert die Geschichtsschreibung, indem es eine chronologische Methode mit zeitgenössischer Journalistik und einer eigenen Form des Doku-Dramas verbindet. Ein großes, ein großartiges Buch!« (*Aus der Juryentscheidung des AKO-Literaturpreises*)

David Van Reybrouck, geboren 1971 in Brügge, ist Schriftsteller, Dramatiker, Journalist, Archäologe und Historiker.

David Van Reybrouck

Kongo

Eine Geschichte

Aus dem Niederländischen von
Waltraud Hüsmert

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:

Congo. Een geschiedenis.

Zuerst erschienen 2010 bei De Bezige Bij, Amsterdam

Umschlagabbildung: Jürgen Escher/laif

Die Karten in diesem Buch wurden von Jan de Jong erstellt.

Erste Auflage 2013

suhrkamp taschenbuch 4445

© 2010 by David Van Reybrouck

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Regina Göllner und Hermann Michels

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46445-8

»Le Rêve et l'Ombre étaient de très
grands camarades.«

Badibanga, *L'éléphant qui marche sur des œufs*
Brüssel 1931

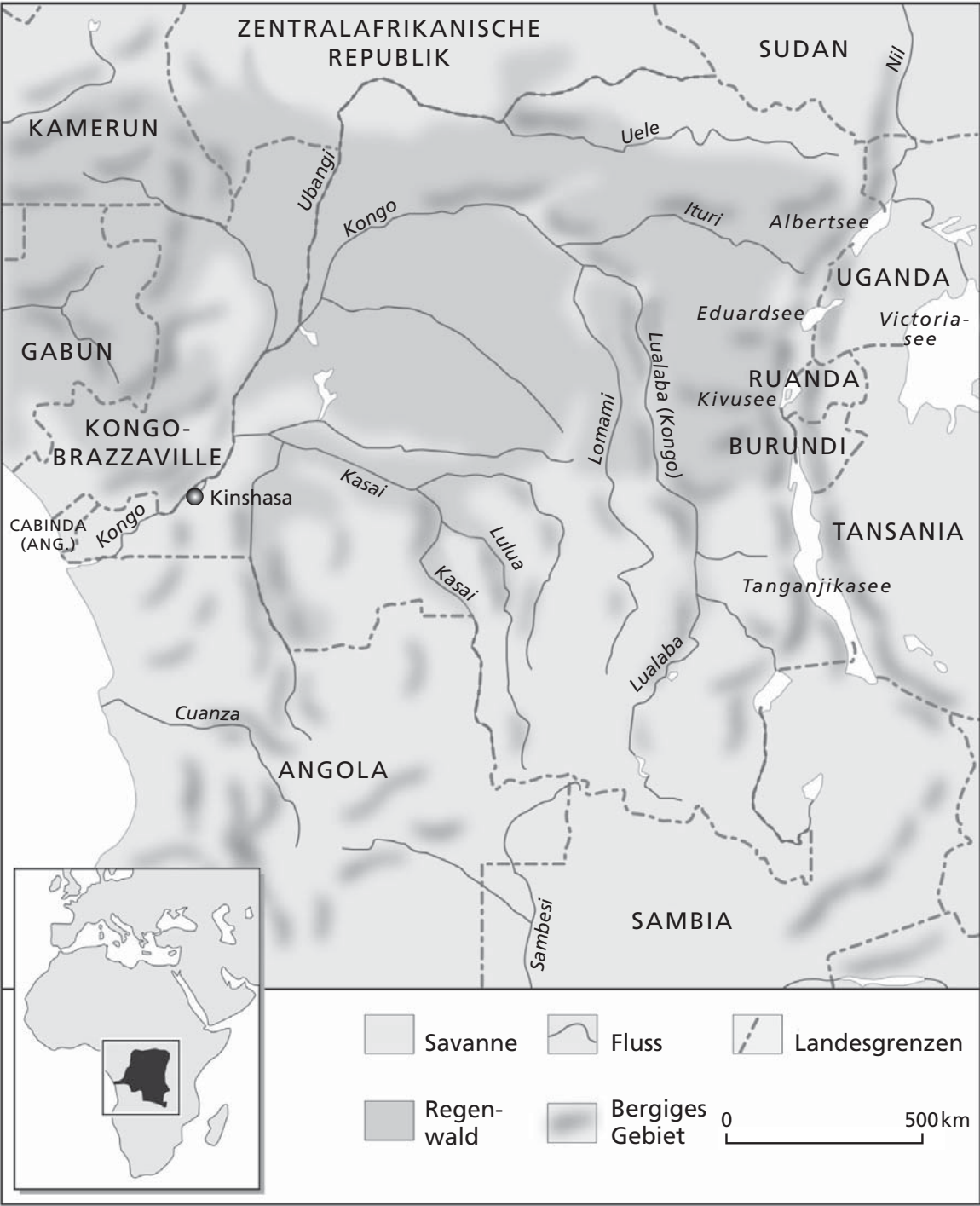
A la mémoire d'Etienne Nkasi (1882?-2010),
en reconnaissance profonde de son témoi-
gnage exceptionnel et de la poignée de bana-
nes, qu'il m'a offerte lors de notre première
rencontre.

Et pour le petit David, né en 2008, fils de Ruf-
fin Luliba, enfant-soldat démobilisé, et de son
épouse Laura, qui ont bien voulu donner mon
nom à leur premier enfant.

Inhalt

Vorwort	11
1. Neue Geister	43
<i>Zentralafrika rückt ins Interesse von Ost und West</i>	
1870-1885	
2. Dieser ganze verfluchte Dreck	77
<i>Der Kongo unter Leopold II.</i>	
1885-1908	
3. Die Belgier haben uns befreit	127
<i>Die ersten Jahre der Kolonialherrschaft</i>	
1908-1921	
4. Im Klammergriff der Angst	172
<i>Zunehmende Unruhe und gegenseitiges Misstrauen in Friedenszeiten</i>	
1921-1940	
5. Die rote Stunde des Einsatzes	219
<i>Der Krieg und die trügerische Stille danach</i>	
1940-1955	
6. Unabhängigkeits-Cha-Cha-Cha	271
<i>Späte Entkolonialisierung, plötzliche Unabhängigkeit</i>	
1955-1960	
7. Ein Donnerstag im Juni	318
8. Der Kampf um den Thron	333
<i>Die turbulenten Jahre der Ersten Republik</i>	
1960-1965	

9. Die elektrisierenden Jahre	393
<i>Mobutu krempelt die Ärmel hoch</i>	
1965-1975	
10. Toujours servir	430
<i>Der Wahnsinn eines Marschalls</i>	
1975-1990	
11. Der Todeskampf	468
<i>Demokratische Opposition und militärische Konfrontation</i>	
1990-1997	
12. Mitleid, was ist das?	511
<i>Der Große Afrikanische Krieg</i>	
1997-2002	
13. La bière et la prière	545
<i>Neue Player in einem zerstörten Land</i>	
2002-2006	
14. Die Erholungspause	587
<i>Hoffnung und Verzweiflung in einer jungen Demokratie</i>	
2006-2010	
15. www.com	631
Danksagung	655
Zu den Quellen	661
Literatur	699
Anmerkungen	728
Personenregister	755
Sachregister	762



Karte 1: Geographie



Karte 2: Bevölkerung, Provinzen und Rohstoffe

Vorwort

Es ist noch immer das Meer, natürlich, aber etwas ist nun anders, es hat mit der Farbe zu tun. Die breiten, flachen Wellen schaukeln noch genauso freundlich, noch immer ist da nur der Ozean, doch das Blau wird zunehmend schmutzig von Gelb. Und das ergibt kein Grün, wie man es noch von der Farbenlehre her weiß, sondern eine Trübung. Das leuchtende Azur ist verschwunden. Die türkisfarbene Kräuselung unter der Mittagssonne ist weg. Das unergründliche Kobalt, aus dem die Sonne aufstieg, das Ultramarin der Dämmerung, das Bleigrau der Nacht: vorbei.

Von hier an ist alles Brühe.

Gelbliche, ockerfarbene, rostbraune Brühe. Die Küste ist noch Hunderte Seemeilen entfernt, aber man weiß: Hier beginnt das Land. Der Kongofluss mündet mit solcher Wucht in den Atlantik, dass sich das Meerwasser über viele hundert Kilometer verfärbt.

Wer früher zum ersten Mal mit dem Postschiff in den Kongo reiste, glaubte sich beim Anblick des verfärbten Wassers fast am Ziel. Aber die Besatzung und alte Hasen der Kolonie klärten ihn dann darüber auf, dass es von hier aus noch zwei Tagesreisen waren, und der Neuankömmling erlebte an diesen beiden Tagen, wie das Wasser immer brauner wurde, immer schmutziger. Wenn er am Heck an der Reling stand, sah er den zunehmenden Kontrast zum blauen Meerwasser, das die Schiffsschraube aus tieferen Schichten weiterhin hochwirbelte. Nach einiger Zeit schwammen dicke Grasbüschel vorbei, Soden, kleine Inseln, die der Fluss ausgespuckt hatte und die nun verloren auf dem Ozean dümpelten. Durch das Bullauge der Kajüte entdeckte er unheimliche Gebilde im Wasser, »Holzbrocken und entwurzelte Bäume, vor langer Zeit aus dunklen Urwäldern losgerissen, denn die schwarzen Stämme waren unbelaubt, und die kahlen Stümpfe dicker Äste ragten manchmal kurz an die Oberfläche und tauchten dann wieder unter«.¹

Auf Satellitenbildern ist es deutlich zu sehen: ein bräunlicher Fleck,

der sich während des Höhepunkts der Regenzeit bis zu achthundert Kilometer westwärts erstreckt. Als habe das Festland hier ein Leck. Ozeanographen sprechen vom »Kongo-Fächer«. Als ich zum ersten Mal Luftaufnahmen davon sah, musste ich an jemanden denken, der sich die Pulsadern aufgeschnitten hat und die Hände ins Wasser hält – aber dann für immer und ewig. Das Wasser des Kongo, des zweitlängsten Flusses in Afrika, schießt förmlich in den Ozean. Wegen des felsigen Grundes blieb die Mündung relativ schmal.² Anders als beim Nil bildete sich kein friedliches Delta; wie durch ein Schlüsselloch wird die enorme Wassermasse hinausgepresst.

Der Ockerton kommt von dem Schlamm, den der Fluss auf seiner 4700 Kilometer langen Reise gesammelt hat: von der hochgelegenen Quelle im äußersten Süden des Landes durch die ausgedörrte Savanne und die zugewucherten Sümpfe von Katanga, durch den unermesslichen Äquatorialwald, der praktisch die ganze Nordhälfte des Landes einnimmt, bis zu den bizarren Landschaften von Bas-Congo und den gespenstischen Mangroven an der Mündung. Aber die Farbe stammt auch von den Hunderten Nebenflüssen und Seitenarmen, die sich durch das Kongobecken ziehen, ein Gebiet von etwa 3,7 Millionen Quadratkilometern, mehr als ein Zehntel von ganz Afrika, das sich größtenteils mit dem Territorium der gleichnamigen Republik deckt.

Und all diese Erdpartikel, all die weggespülten Teilchen Ton und Lehm und Sand, schwimmen mit, stromabwärts, zu breiterem Gewässer. Manchmal schweben sie auf der Stelle oder gleiten nur unmerklich weiter, dann wieder trudeln sie in wildem Wirbel, der das Tageslicht mit Dunkelheit und Schaum vermischt. Manchmal bleiben sie hängen. An einem Felsen. An einem Ufer. An einem verrosteten Schiffswrack, das, von einer stetig wachsenden Sandbank umgeben, stumm zu den Wolken brüllt. Manchmal begegnen sie nichts, überhaupt nichts, außer Wasser, immer wieder anderem Wasser, erst süß, dann brackig, zum Schluss salzig.

So also beginnt ein Land: weit vor der Küste, vermischt mit sehr viel Meerwasser.

Aber wo beginnt die Geschichte? Auch viel eher, als man erwarten würde. Als ich vor sechs Jahren mit dem Gedanken spielte, zum fünfzigsten Jahrestag der Unabhängigkeit ein Buch über die turbulente Ge-

schichte des Kongo zu schreiben und dabei nicht nur die postkoloniale Zeit, sondern auch die Kolonialzeit und einen Teil der vorkolonialen Ära zu berücksichtigen, war mir bewusst, dass mein Unterfangen nur dann sinnvoll sein konnte, wenn auch möglichst viele kongolesische Stimmen zu Wort kämen. Um dem Eurozentrismus, der mir zweifellos im Wege stehen würde, zumindest etwas entgegenzusetzen, war es mir wichtig, systematisch auf die Suche zu gehen nach der lokalen Perspektive, oder besser gesagt: nach den vielfältigen lokalen Perspektiven, denn selbstverständlich existiert nicht nur eine kongolesische Version der Geschichte, ebenso wenig wie es nur eine belgische, europäische oder einfach »weiße« Version gibt. Kongolesische Stimmen also, so viele wie möglich.

Nur: Wie lässt sich das bewerkstelligen in einem Land, in dem die durchschnittliche Lebenserwartung im letzten Jahrzehnt weniger als fünfundvierzig Jahre betrug? Das Land wurde fünfzig, aber die Bewohner erreichten dieses Alter nicht mehr. Natürlich gab es Stimmen, die aus mehr oder weniger vergessenen kolonialen Quellen hochsprudelten. Missionare und Ethnologen hatten wunderbare Geschichten und Gesänge aufgezeichnet. Es gab zahlreiche von Kongolesen selbst verfasste Texte – ich sollte zu meiner Verwunderung sogar ein persönliches Dokument aus dem späten neunzehnten Jahrhundert finden. Aber ich war auch auf der Suche nach lebenden Zeugen, nach Menschen, die mir ihre Lebensgeschichte erzählen und mir zudem von den alltäglichen Dingen berichten wollten. Ich war auf der Suche nach dem, was nur selten Eingang in Texte findet, da die Geschichte so viel mehr ist als das, was aufgeschrieben wird. Das gilt immer und überall, mit Sicherheit aber dort, wo nur eine kleine Oberschicht Zugang zum geschriebenen Wort hat. Weil ich als Archäologe ausgebildet bin, achte ich sehr genau auf nicht-textuelle Informationen, die oft ein umfassenderes, konkreteres Bild vermitteln. Ich wollte Menschen interviewen können, nicht unbedingt wichtige *decision-maker*, sondern ganz normale Individuen, deren Lebenslauf von der großen Geschichte geprägt ist. Ich wollte Menschen fragen können, was sie in dieser oder jener Zeit aßen. Ich war neugierig, welche Kleidung sie getragen hatten, wie es in ihrer Kindheit bei ihnen zu Hause ausgesehen hatte, ob sie zur Kirche gegangen waren.

Selbstverständlich ist es immer riskant, von dem, was Menschen

heute erzählen, auf die Vergangenheit zu schließen: Nichts ist so gegenwärtig wie die Erinnerung. Doch während Auffassungen sehr flexibel sein können – Informanten lobten manchmal die Kolonialisierung: weil es damals so gut war? oder weil es ihnen jetzt so schlecht ging? oder weil ich Belgier bin? –, sind die Erinnerungen an banale Gegenstände oder Handlungen oft beharrlicher. Man besaß ein Fahrrad, oder man besaß keins im Jahr 1950. Man sprach Kikongo mit seiner Mutter, als man ein Kind war, oder man sprach kein Kikongo mit ihr. Man spielte Fußball in der Missionsstation, oder man spielte nicht Fußball. Nicht alle Gedächtnisinhalte verblassen mit gleicher Geschwindigkeit. Das Alltägliche in einem Menschenleben behält seine Farbe länger.

Ich wollte also gewöhnliche Kongolesen interviewen über das gewöhnliche Leben, auch wenn ich das Wort »gewöhnlich« nicht mag, denn oft waren die Geschichten, die ich zu hören bekam, wirklich außergewöhnlich. Die Zeit ist eine Maschine, die Leben zermahlt, das habe ich beim Schreiben dieses Buchs gelernt, aber hin und wieder gibt es auch Menschen, die die Zeit zermahlen.

Doch nochmals: Wie ließ sich das bewerkstelligen? Ich hatte gehofft, hier und da mit jemandem sprechen zu können, der noch klare Erinnerungen an die letzten Jahre der Kolonialzeit hatte. Für die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg war ich wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass kaum noch Zeugen leben würden und ich schon sehr froh sein könnte, wenn ein älterer Informant noch etwas über seine Eltern oder Großeltern in der Zwischenkriegszeit zu erzählen wusste. Für die Zeiträume davor würde ich mich auf die zittrige Kompassnadel der schriftlichen Quellen verlassen müssen. Es dauerte eine Weile, bis mir dann bewusst wurde, dass die durchschnittliche Lebenserwartung im heutigen Kongo nicht so niedrig ist, weil es so wenig alte Menschen gibt, sondern weil so viele Kinder sterben. Es ist die schreckliche Kindersterblichkeit, die den Durchschnittswert senkt. Auf meinen zehn Reisen im Kongo begegnete ich Menschen von siebzig, achtzig, sogar neunzig Jahren. Einmal erzählte mir ein alter, blinder Mann von fast neunzig viel über das Leben, das sein Vater geführt hatte: indirekt konnte ich so hinabsteigen bis in die 1890er Jahre, eine schwindelerregende Tiefe. Aber das war noch nichts gegen das, was ich von Nkasi erfuhr.

Vom Flugzeug aus gesehen ähnelt Kinshasa einer Termitenkönigin, aufgebläht bis zur Unförmigkeit und zitternd vor Emsigkeit, immer beschäftigt, immer weiter anschwellend. In der flirrenden Hitze erstreckt sich die Stadt am linken Flussufer. Gegenüber liegt ihre Zwillingsschwester Brazzaville, kleiner, frischer, glänzender. Die Bürotürme dort haben verspiegelte Fensterscheiben. Es ist der einzige Ort auf der Welt, wo zwei Hauptstädte einander ansehen können; in Brazzaville sieht Kinshasa freilich sein eigenes armseliges Bildnis widergespiegelt.

Die Farbpalette von Kinshasa ist abwechslungsreich, aber es sind nicht die hellen Pigmente anderer sonnenüberfluteter Städte. Nie sieht man die satten Farben von Casablanca, nie das warme Kolorit von Havanna, nie die tiefroten Töne von Varanasi. In Kinshasa verblasst jeder Farbtupfer so schnell, dass sich die Menschen anscheinend keine Mühe mehr geben: fahle Farben sind zur ästhetischen Norm geworden. Pastell dominiert, das Kolorit, auf das schon die Missionare so versessen waren. Vom kleinsten Kiosk, der Seife oder Handyguthaben verkauft, bis hin zum voluminösen Gebäude einer neuen Kirche der Pfingstbewegung, immer sind die Mauern fahlgelb, fahlgrün oder fahlblau angestrichen. Es wirkt so, als würden auch tagsüber Neonlampen brennen. Die Kästen Coca-Cola, die auf dem Innenhof der Bralima-Brauerei zu riesigen, wie Festungen wirkenden Blöcken gestapelt sind, sind nicht scharlach-, sondern mattrot. Die Hemden der Verkehrspolizisten sind nicht knallgelb, sondern urinfarben. Und auch im grellsten Sonnenlicht wehen die Farben der Nationalflagge eher stumpf.

Nein, Kinshasa ist keine farbenfrohe Stadt. Die Erde hier ist nicht rot, wie anderswo in Afrika, sondern schwarz. Hinter der dünnen Schicht Pastellfarbe scheinen immer graue Mauern durch. Wenn Maurer am Boulevard Lumumba ihre Steine zum Trocknen in die Sonne legen, sieht man einen Farbfächer von Grautönen: nasse, dunkelgraue Steine neben mausgrauen, die schon lederhart sind, daneben aschgraue Exemplare. Die einzige Farbe, die wirklich hervorsticht, ist das Weiß des getrockneten Maniok. Dieses Knollengewächs, auch Kassave genannt, dient in großen Teilen Zentralafrikas als Grundnahrungsmittel. Das Maniokmehl in Plastikbehältern, das Frauen, auf dem Boden hockend, verkaufen, leuchtet so grell, dass sie die Augen zukneifen müssen. Neben ihnen liegen Berge von Maniokwurzeln, stattliche, gleißend weiße Strünke, die wie zersägte Stoßzähne aussehen. Wenn

man die wüsten Haufen aus der Luft sieht, scheint es, als blecke der Boden die Zähne, wütend und ängstlich wie ein Pavian. Eine Grimasse. Das schiefe Gebiss einer grauen Stadt. Aber strahlend weiß, immerhin. Makellos weiß.

Angenommen, man könnte über die Stadt dahingleiten wie ein Ibis. Ein Schachbrett aus rostigen Wellblechdächern würde man sehen, Grundstücke mit dunkelgrünem Laub. Und auch die Grisaille der *cité*, der einfachen Wohnviertel von Kinshasa, die scheinbar nie enden. Wir würden über Quartieren mit bleiernen Namen wie Makala, Bumbu und Ngiri-Ngiri kreisen und hinabschweben nach Kasa-Vubu, einem der ältesten Viertel für »inlanders« (Eingeborene), wie die Kongolesen in der Kolonialzeit hießen. Die Avenue Lubumbashi würden wir sehen, eine schnurgerade Achse, in die zahlreiche kleine Straßen und Gassen münden, die jedoch nie asphaltiert wurde. Es ist Regenzeit, manche Pfützen sind groß wie Schwimmbecken. Selbst der geschickteste Taxifahrer bleibt hier stecken. Der pechschwarze Schlamm spritzt dann unter den quietschenden Reifen hoch und beschmutzt den klapprigen, aber frisch gewaschenen Nissan oder Mazda.

Wir würden den fluchenden Taxifahrer zurücklassen und weiter-schweben zur Avenue Faradje. Auf dem Innenhof von Nummer 66, hinter der mit Glasscherben gespickten Betonmauer und dem schwarzen Metalltor, schimmert etwas Weißes. Wir zoomen heran. Es ist weder Maniok noch Elfenbein. Es ist Plastik. Hartes, weißes, durch Spritzguss geformtes Plastik. Ein Töpfchen. Ein Kind sitzt darauf, ein niedliches Mädchen von einem Jahr. Ihre Haare: eine Plantage junger Palmen, dicht am Kopf zusammengehalten von gelben und roten Gummibändern. Das gelbe Bl  mchenkleid ist über den Po drapiert. Um ihre Kn  chel hängt kein H  schen: das besitzt sie nicht. Aber sie tut das, was alle Einjährigen in der ganzen Welt tun, die nicht begreifen, was so ein Töpfchen eigentlich soll: zornig und herzzerreißend weinen.

Ich sah sie dort sitzen am Donnerstag, dem 6. November 2008. Sie hieß Keitsha. Für sie war es ein traumatischer Nachmittag. Nicht nur, dass ihr der Genuss der spontanen Erleichterung versagt wurde, sie musste außerdem noch das Unheimlichste erblicken, was sie in ihrem kurzen Leben je gesehen hatte: einen Wei  en, etwas, was sie nur von

ihrer verschlissenen und verstümmelten Barbie-Puppe kannte, jetzt groß und lebendig und mit zwei Beinen.

Keitsha blieb den ganzen Nachmittag auf der Hut. Während ihre Angehörigen mit dem seltsamen Besucher plauderten und sogar Bananen und Erdnüsse mit ihm teilten, blieb sie in sicherem Abstand und sah minutenlang unverwandt zu, wie auch *seine* Hand in die knisternde Tüte mit den Nüssen griff.

Zum Glück war ich nicht zu ihr gekommen, sondern zu ihrem Ur-ahnen, Nkasi. Ich ließ den Innenhof mit dem weinenden Mädchen hinter mir und schob das dünne Tuch beiseite. Während meine Augen versuchten, sich an das Halbdunkel zu gewöhnen, hörte ich, wie das Dach vor Hitze knarrte. Wellblech natürlich. Und fahlblaue Wände, wie überall. »Christ est dieu« stand daran mit Tafelkreide. Daneben hatte jemand mit Holzkohle eine kleine Liste Handynummern gekritzelt. Das Haus als Adressbuch, denn Papier ist schon seit Jahren unbezahlbar in Kinshasa.

Nkasi saß auf der Bettkante und hatte den Kopf gesenkt. Mit seinen alten Fingern versuchte er sein offenstehendes Hemd zuzuknöpfen. Er war gerade erst aufgewacht. Ich trat näher und grüßte ihn. Er blickte auf. Seine Brille wurde durch ein Gummiband gehalten. Hinter den dicken, stark verkratzten Gläsern sah ich kleine, wässrige Augen. Er ließ das Hemd los und ergriff mit beiden Händen meine Hand. In seinen Fingern spürte ich noch auffallend viel Kraft.

»*Mundele*«, murmelte er, »*mundele!*« Es klang bewegt, als hätten wir uns nach vielen Jahren wieder getroffen. »Weißer.« Seine Stimme war wie ein träges, rostiges Zahnrad, das sich langsam in Bewegung setzte. Ein Belgier in seinem Haus ... nach all den Jahren ... Dass er das noch erleben durfte.

»Papa Nkasi«, sagte ich zum Halbdunkel, »es ist mir eine große Ehre, Sie kennenzulernen.« Er hielt noch immer meine Hand fest, aber gab mir durch Gesten zu verstehen, dass ich mich setzen solle. Ich fand einen Gartenstuhl aus Kunststoff. »Wie geht es Ihnen?«

»Ach«, ächzte er, »meine *demi-vieillesse* macht mir zu schaffen.« Die Brillengläser waren so verschrammt, dass ich seine Augen nicht erkennen konnte. Neben dem Bett stand ein Schälchen mit Auswurf. Auf der schmutzigen Matratze lag eine Klistierspritze. Das Gummi der Birne sah bröselig aus. Hier und da lag ein Stückchen

Folie von einem Medikament. Nun musste er über seinen eigenen Witz lachen.

Wie alt war das dann wohl, dieses halbe Alter? Jedenfalls sah er aus wie der älteste Kongolese, dem ich jemals begegnet war.

Er brauchte nicht lange nachzudenken. »*Je suis né en mille-huit cent quatre-vingt-deux.*«

1882? Daten sind ein relativer Begriff im Kongo. Ich habe schon erlebt, dass mir ein Informant auf die Frage, wann sich eine Begebenheit ereignet habe, zur Antwort gab: »Vor langer Zeit, ja, vor wirklich langer Zeit, bestimmt sechs Jahre, oder nein, Moment mal, sagen wir: anderthalb Jahre.« Mein Wunsch, eine kongolesische Perspektive zu beleuchten, wird niemals ganz in Erfüllung gehen: Ich lege zu viel Wert auf Daten. Und manche Informanten legen mehr Wert auf eine Antwort als auf eine richtige Antwort. Andererseits fiel mir jedoch oft auf, wie präzise viele meiner Gesprächspartner sich Fakten aus ihrem Leben ins Gedächtnis rufen konnten. Neben dem Jahr wussten sie sehr oft noch den Monat und den Tag. »Ich bin am 12. April 1963 nach Kinshasa gezogen.« Oder: »Am 24. März 1943 fuhr das Schiff ab.« Jedenfalls habe ich daraus gelernt, mit Daten sehr vorsichtig umzugehen.

1882? Tja, dann reden wir also über die Zeit von Stanley, von der Gründung des Kongo-Freistaates, von der ersten Missionierung. Das ist noch vor der Berliner Kongo-Konferenz, der berühmten Versammlung 1884/85, als die europäischen Mächte über die Zukunft Afrikas entschieden. Saß ich tatsächlich einem Mann gegenüber, der sich nicht nur an den Kolonialismus erinnerte, sondern sogar noch aus der vorkolonialen Zeit stammte? Einem Mann mit demselben Geburtsjahr wie James Joyce, Igor Strawinsky und Virginia Woolf? Das war unglaublich! Dann müsste dieser Mann 126 Jahre alt sein! Dann müsste er nicht nur der älteste Mann der Welt sein, sondern auch einer der Menschen mit der längsten Lebenszeit überhaupt. Und das im Kongo. Es wäre die dreifache durchschnittliche Lebenserwartung des Landes.

Also tat ich, was ich sonst auch tue, checken und gegenchecken. Und in seinem Fall bedeutete das: mit unendlich viel Geduld, nach und nach, Begebenheiten aus der Vergangenheit zutage fördern. Manchmal ging das flott, manchmal gar nicht. Nie zuvor hatte ich so mit der fernen Geschichte gesprochen, nie zuvor hatte ein Gespräch

etwas so Zerbrechliches. Oft verstand ich ihn nicht. Oft begann er einen Satz und hörte mittendrin auf, mit dem erstaunten Blick von jemandem, der etwas aus dem Schrank holen will, aber plötzlich nicht mehr weiß, was er sucht. Es war ein Kampf gegen das Vergessen, aber Nkasi vergaß nicht nur die Vergangenheit, er vergaß auch, dass er vergesslich war. Die Gedächtnislücken, die sich auftaten, schlossen sich sofort wieder. Er war sich keines Verlustes bewusst. Ich hingegen versuchte mit einer Konservendose einen vollgelaufenen Ozeandampfer leerzuschöpfen.

Letztendlich aber gelangte ich zu dem Fazit, dass sein Geburtsjahr tatsächlich stimmen könnte. Er sprach über Ereignisse aus den achtziger und neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, die er nur aus eigener Erfahrung kennen konnte. Nkasi hatte nicht studiert, aber er kannte historische Fakten, von denen andere betagte Kongolesen aus seiner Gegend nicht das Geringste wussten. Er stammte aus Bas-Congo, dem Gebiet zwischen Kinshasa und dem Atlantik, wo die Präsenz der westlichen Welt zuerst spürbar war. Wenn der Kongo auf der Landkarte einem auf der Seite liegenden Ballon ähnlich sieht, dann ist Bas-Congo die Tülle, durch die alles hindurchgeht. Deshalb konnte ich seine Erinnerungen anhand gut dokumentierter Ereignisse überprüfen. Er sprach mit großer Präzision über die ersten Missionare, britische Protestanten, die sich in seiner Provinz niedergelassen hatten. Sie hatten tatsächlich um 1880 mit dem Bekehren angefangen. Er nannte Namen von Missionaren, die, wie ich herausfand, in den Jahren um 1890 in der Gegend angekommen waren und ab 1900 in einer benachbarten Missionsstation lebten. Er erzählte von Simon Kimbangu, einem Mann aus einem Nachbardorf, von dem wir wissen, dass er 1889 geboren wurde und in den zwanziger Jahren eine eigene Kirche gegründet hatte. Und er erzählte vor allem, wie er als Kind den Bau der Eisenbahnlinie zwischen Matadi und Kinshasa miterlebt hatte. Der war zwischen 1890 und 1898 erfolgt. Die Arbeiten in seiner Gegend begannen 1895. »Ich war damals zwölf, fünfzehn Jahre alt«, sagte er.

»Papa Nkasi ...«

»Oui?« Wenn ich ihn ansprach, blickte er immer etwas zerstreut auf, als habe er seinen Besucher vergessen. Er gab sich nicht die geringste Mühe, mich von seinem hohen Alter zu überzeugen. Er erzählte, was er noch wusste, und schien sich über meine Verwunderung zu wun-